

Hartmut Nikolay

Alpträume im Graubünden

Krimi

verlag die brotsuppe

Hartmut Nikolay

Alpträume im Graubünden

Krimi

verlag die brotsuppe

www.diebrotsuppe.ch

ISBN: 978-3-905689-27-3

Alle Rechte vorbehalten

© 2009, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel

Herstellung: Franz X. Stückle, Druck und Verlag, Ettenheim

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Es war kurz nach Mitternacht. Dr. Matt wollte sich trotz fortgeschrittener Stunde Zeit lassen auf dem langen Weg von Chur bis Maloja. Am Tag unter verkehrsarmen Bedingungen und bei gutem Wetter war die Strecke in weniger als einer Stunde und zwanzig Minuten kaum zu schaffen. An diesem frühen Morgen – es war immerhin schon eine halbe Stunde nach Mitternacht – war an ein schnelles Vorankommen nicht zu denken. Es regnete ohne Unterlass.

Eigentlich wollte er schon auf dem Rückweg nach Zürich sein. Das hatte er davon: Er war der Bitte eines alten Weggefährten und Freundes nachgekommen, hatte diesem die Teilnahme an einem internationalen Kongress in Genf ermöglicht. Im Kanton Graubünden gab es wenige Kollegen, die Dr. Rüeli hätten vertreten können. Als sein freier Mitarbeiter und ärztlicher Vertreter war er seit vielen Jahren häufig in dieser abgelegenen Region. Er wusste, wie schwierig es für die so genannten »Einheimischen« war, die Dienststelle in Chur zu verlassen, und sei es auch nur für ein paar Tage. Bei diesem Gedanken schmunzelte er in sich hinein.

Er liebte diesen Kanton und hatte sich darauf gefreut, alten Bekannten und Freunden zu begegnen.

Vor Jahren hatte er einen humanitären Einsatz in einem nun dem »Neuen Europa« eingegliederten Land überstanden. Dabei hatte er die Regierung seines Heimatlandes so erlebt, dass er sie nicht mehr achten noch weiter respektieren konnte. In Erkenntnis seiner Ohnmacht ging er nicht nur in die innere, sondern auch in die äussere Emigration, löste sich von den wenigen Dingen, die er sein eigen nannte, wählte die Schweiz als Zufluchtsland und verliebte sich in das Bündner Land.



Am letzten Tag seiner Vertretung hatte er vor seiner Rückreise nach Zürich alle zu einem gemeinsamen Abschiedsessen ins Präsidium eingeladen.

Er hatte seine Reisetasche mitgebracht und sich in seinem Arbeitszimmer umgezogen, dem Büro von Dr. Rüeli. Er hatte sich darauf eingerichtet, nur für kurze Zeit die Vertretung in Chur zu übernehmen, so dass es bei der Wahl der Kleidung keine Probleme gab. Er hatte sich nur zwischen gewohnt blauer oder etwas eleganterer schwarzer Jeans zu entscheiden. Er wählte Letztere. Dazu ein passendes schwarzes T-Shirt und für den Abend nicht den obligaten Pulli, sondern ausnahmsweise einmal den dunklen Blazer.

Ein Blick in den Spiegel liess ihn aufseufzen. Seine Figur war noch immer sportlich schlank, passte so gar nicht zu seinem nun doch schon faltigen Gesicht mit den leicht hervorstehenden Wangenknochen, den

buschigen Augenbrauen und der faltigen Stirn. Sein Alter, Mitte Fünfzig, hatte Spuren hinterlassen. Wo einst eine Jimmy-Hendrix-Mähne die Lehrer erzürnt hatte, glänzte nun, von dezentem Grau umrandet, eine kreisförmige Landepiste für lästige Fliegen. »Schluss mit der Eitelkeit«, dachte er bei sich und eilte los. Es war höchste Zeit, die Gäste zu begrüßen.

Diese gesellschaftlichen Verpflichtungen, denen er sich ab und zu nicht entziehen konnte, waren ihm im Grunde zuwider. Oft genug hatte er sich davor gedrückt, doch diesmal war er an der Reihe einzuladen und er würde es überstehen. Doch dieser Abend sollte sein weiteres Leben entscheidend verändern.

Gegen 20.00 Uhr, als nahezu alle Gäste eingetroffen waren, erschien Geiger, ein eifriger, soeben in den Kripodienst übernommener, drahtiger junger Beamter, mit der Bitte, er, Matt, möge ihm folgen. Ein Anruf aus Bern habe ein wichtiges, nur von ihm persönlich anzunehmendes Fernschreiben des Aussen-Departements angekündigt.

Wenige Minuten nach ihrem Eintreffen im Büro der Kripo läutete das Telefon.

»Ja, Geiger hier, am Apparat. Sehr wohl. Ja, der ist jetzt bei mir. Moment bitte. Ich übergebe.«

»Danke, Geiger.« Der war verwundert, begriff aber sofort und zog sich dezent zurück. »Ich warte vor der Tür, falls Sie mich noch brauchen.«

»Ja, das ist in Ordnung.«

Matt übernahm den Hörer, wartete, bis er alleine war, nannte seinen Namen, eine Kombination aus Buchstaben und Zahlen und hörte zu.

»Das passt ganz gut, bin jetzt ohnehin hier oben. Ja, ich werde die Grüsse ausrichten. Ja, das Schreiben kommt soeben. Also, bis dann.«

Er hatte den Hörer noch nicht aufgelegt, als das Rattern des Schreibers im Fortefortissimo seine Buchstaben auf das Endlospapier presste.

Währenddessen griff er erneut nach dem Hörer, wählte eine ihm vertraute Nummer.

»Leutwyller? Ja, ich bin es, Matt. Also hör mir gut zu ...«

Eine halbe Stunde später tauchte er wieder bei den Gästen auf, lauschte ihren Anekdoten, scherzte lieber mit den Frauen als mit den Männern und genoss den Abend.

Gegen null Uhr wurde er nochmals zum Telefon gerufen. Er war nicht überrascht, Leutwyllers Stimme zu hören: »Es ist schlimmer, als du denkst. Die Ereignisse überschlagen sich. Du musst sofort herkommen.«

Was war geschehen?

Ein mysteriöser Unfall habe sich ereignet. Eine Ausländerin sei dabei ums Leben gekommen. Nein, es sei sicher kein normaler Verkehrsunfall.

Den Gästen gegenüber war es nicht fair, aber er entschuldigte sein Aufbrechen mit der Brisanz des Falles. Schliesslich sei er ja extra hergekommen, um den Kollegen zu vertreten, da könne er sich jetzt nicht der Verantwortung entziehen und jemand anderen schicken.

Es sei ja sicherlich nicht der letzte gemeinsame Abend.

So überliess er die Gesellschaft und ihre Erinnerungen an die guten alten, die besseren Zeiten sich selbst.

Einen Fahrer lehnte Matt ab. Kurz vor Savognin hatte ein entsetzlicher Regen begonnen. Die Scheibenwischer schafften es auch in der höchsten Stufe kaum, die Scheiben von den Wasserfällen zu befreien. Die niedrige Aussen- und die hohe Innentemperatur liessen die Feuchtigkeit von innen zusätzlich kondensieren. Um die Lüftung zu entlasten, tastete er suchend nach der Kurbel und wollte das Seitenfenster öffnen, fand aber nur einen, in dezentem Grün von innen beleuchteten Schalter, der das Fenster nahezu geräuschlos absenkte.

Genussvoll atmete er die kühlende Nachtluft ein. Der Regen hing in Perlschnüren von den Wolken herab und bildete einen dichten Vorhang, den sein Wagen vorsichtig durchdrang.

Je höher sich das Fahrzeug durch die schwarznasse Dunkelheit der Passhöhe entgegenfrass desto kälter wurde es. Eine Blinkleuchte zeigte an, dass der Gefrierpunkt bald erreicht war.

Er wagte gar nicht daran zu denken, ob dieser zivile Fahndungswagen auch mit Schneeketten ausgerüstet war. Wenn nicht, würde er über Funk Hilfe anfordern müssen.

Langsam liess die Steigung nach. Die Kurven waren langgezogen, der Regenvorhang noch dichter geworden. Vor Jahren hatte er diese Strasse oft befahren. Ohne Details zu erkennen, wusste er, dass nun rechts von ihm der Stausee, die Marmorea, lag. Nun war es nicht mehr allzu weit bis Bivio.

Dann blieben noch drei, vielleicht vier Kilometer bis zur Passhöhe. Als habe jemand einen Wasserhahn zuge dreht, liess der Regen nach. Unerwartet kletterte das Thermometer wieder nach oben. Der Mond schim-

merte noch eine Weile milchig trüb durch die lichter werdenden Nebelschwaden. Auf der sternklaren Passhöhe hielt er kurz an, stieg aus dem Wagen, sog klare, kalte Luft tief in seine Lunge ein, machte eine komplette Drehung um seine Körperachse, um mit Blick auf den Corvatsch eine Weile andächtig zu verharren.

Auf der Abfahrt hinunter nach Silvaplana, dann weiter an Sils Maria vorbei Richtung Isola, Maloja, war er nicht wiederzuerkennen. Einem Rallye-Fahrer gleich raste er der Unfallstelle entgegen.

Ein Unfall? Mysteriös? Maloja-Pass?

Die Unfallstelle würde er nicht verpassen können. Es gab nur diese eine Passstrasse, eine am Tag viel befahrene, kurvenreiche Strecke hinunter zum Comer See. Dort, irgendwo in den ersten Kehren, sollte es passiert sein.

Er hatte Maloja gerade hinter sich gelassen, als ein erstes Warndreieck und kurz darauf ein zweites ihn zum Abbremsen zwangen. Zivilisten fuchtelten aufgeregt mit Taschenlampen herum. Ein Polizist stampfte mürrisch auf ihn zu. »Sie da? Sie können hier nicht weiterfahren. Bleiben Sie stehen und schalten Sie den Motor aus.«

»Halt! Was machen Sie da? Bleiben Sie in Ihrem Fahrzeug.«

»Schon gut. Was ist denn passiert?«

Ohne zu antworten, wandte sich der mürrische Polizist dem nächsten Fahrzeug zu, das im Schritttempo den Berg herunterrollte. Der Beamte kam nicht mehr dazu, seine Belehrungen loszuwerden, als plötzlich der Motor aufheulte, er gerade noch zur Seite springen konnte, und der Wagen um die nächste Serpentine verschwand.

»Das war ein ausländisches Kennzeichen, diese Halunken. Man sollte sie alle nach Hause schicken!«

Ohne Bestätigung abzuwarten, stapfte Matt die Strasse weiter hinauf.

Ein weiteres Fahrzeug kam den Berg herunter und lenkte den Polizisten ab. So konnte er unbemerkt die Umgebung inspizieren. Es waren nur wenige Meter bis zur nächsten Haarnadelkurve. Hier musste es passiert sein. Die ungefähr einen halben Meter hohe Strassenbefestigung war durchbrochen. Ein Bergungskran war dabei, seinen Hebearm über die Schneise zu neigen, die der Wagen durch das niedrige Gehölz gezogen hatte.

Ein Mann in Zivil kam auf ihn zu: »Sind Sie der Kollege aus Chur?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, Ihr Wagen. Den kenne ich. Fahndung!«

»Den habe ich nur ausgeborgt. Ist Leutwyller schon da?«

»Ja, wir ziehen ihn gerade hoch. Aber wieso haben Sie ausgerechnet den angefordert. Der ist doch schon lange nicht mehr beim Verein?«

»Das erkläre ich Ihnen später einmal, Herr ...?«

»Anderhub, Jens.«

»Was ist denn eigentlich passiert?«

»Nun, der Wagen scheint mit erhöhter Geschwindigkeit von Maloja kommend hier heruntergerast zu sein. Die Fahrerin hatte die Kurve unterschätzt und ist mehr oder weniger geradeaus, hat die Mauer durchbrochen und ist den Hang hinuntergestürzt. Der Wagen hat sich mehrfach überschlagen, in den Bäumen verfangen und Feuer gefangen. Die Fahrerin war hoffentlich sofort tot.«

»Das hoffe ich auch für sie«, murmelte Matt vor sich hin.

»Woher wissen Sie, dass es eine Frau war?«

»Wir haben verkohlte Reste ihrer Handtasche mit darinliegenden Papieren gefunden.«

»Gibt es Zeugen?«

»Nein, der Unfall wurde von einem aus Richtung Chiavenna kommenden Autofahrer gemeldet, der das brennende Fahrzeug schon von Weitem beobachtet hatte.«

»Wer war derjenige? Haben Sie seinen Namen? Hatte er einen ausländischen Akzent?«

»Woher wissen Sie das?«

»Es war nur so eine Vermutung. Herr Anderhub, was wollen Sie nun tun?«

»Nun wir wollen den Wagen bergen, die Leiche abtransportieren, die Identität feststellen.«

»Na, nun lassen Sie das alles erstmal schön bleiben. Ich denke, Sie lassen das Fahrzeug und die Leiche da, wo sie sind und benachrichtigen die Spurensicherung. Sie müssen vorübergehend die Strasse sperren, falls das nicht schon zu spät ist. Mal hören, was Leutwyller zu sagen hat,« wandte er sich der Gestalt zu, die sich keuchend von dem Sicherheitsgurt befreite.

»Mensch. Du hier. Höchstpönlich? Ich dachte schon, du lässt mich hier die Kohlen alleine aus dem Feuer holen. Doch du kommst selbst her.«

Anderhub hob verwundert die Augenbrauen, als die beiden sich freundschaftlich umarmten, sich immerzu voller Wiedersehensfreude auf die Schultern klopfen.

»Wie schön, dass wir uns endlich mal wieder sehen.«

»Ja, Leutwyller. Ich freu mich riesig. Was hast Du gefunden? Ich bin neugierig.«

»Also. Erstens, ich kenne den Wagen. Er gehört einer jungen Dame. Zweitens, ich kenne auch die Tote. Drittens, die Tote ist nicht die Besitzerin. Viertens, der Wagen wurde manipuliert.«

Anderhub starrte Leutwyller entgeistert an, wollte etwas sagen und formte seine Worte.

»Herr Anderhub, lassen Sie's. Wenn Leutwyller das sagt, dann wird es schon stimmen.«

Während Leutwyller sich die Handschuhe abstreifte, sie in die Seitentaschen seiner Trekkinghose stopfte, fuhr er fort: »Sie muss mit hohem Tempo hier heruntergekommen sein. Bremsspuren gab es keine, auch nicht weiter oben. Sie wollte nicht sterben. Anderhub! Was meinen Sie? Wie schnell wird sie ungefähr hier gewesen sein, wenn man davon ausgeht, dass sie seit Ortsende Maloja den Wagen einfach nur laufen liess?«

»Na, so siebzig, achtzig Kilometer in der Stunde. Mehr sicher nicht«, war die prompte Antwort. Anderhub, stolz um seine Meinung gefragt worden zu sein, wartete gespannt auf eine Reaktion.

»Genau! Das denke ich auch. Mehr als achtzig hatte sie sicher nicht drauf. Nun müssen wir herausfinden, was die Fahrerin davon abgehalten hat, in dieser Kurve einfach geradeaus zu fahren. Mehr als eine total verbeulte Front und vielleicht eine Gurtverletzung hätte sie wohl nicht davongetragen. Sie wusste, dass im Scheitelpunkt dieser Kurve ein Weg einmündet, der hoch zum Leij da Cavloc führt. Wenn sie also bremsen wollte, dann konnte sie es nicht. Sie muss durch irgendetwas wahnsinnig erschreckt worden und in Panik geraten sein, und zwar so sehr, dass sie diesen Notausgang nicht nutzen konnte.«

Jetzt begannen Anderhubs Augen zu leuchten.

»Ich habe da was. Hoffentlich finden wir noch etwas davon.«

»Was?«, entfuhr es Leutwyller und Matt wie aus einem Mund.

»Nun. Ich hatte dem anfangs keine Bedeutung beigemessen. Sie wissen doch, erst die Unfallstelle sichern, dann Gefahren für die anderen abwenden und schliesslich den Verkehrsfluss wiederherstellen.«

»Worauf willst du hinaus?«, fragte Leutwyller ganz ungeduldig.

»Nun. Hier lag jede Menge Glas herum. Ich dachte erst, es seien Reste einer zerborstenen Fensterscheibe.«

»Meinen Sie etwa solche Scherben?«

»Ja. Wo haben Sie die denn her?«

»Nun, als ich die wenigen Meter die Strasse herunterkam, habe ich mehrere davon aufgelesen. Wissen Sie, was das ist?«

»Ja, es ist Spiegelglas.«

»Genau. Doch es ist ein besonderes Glas. Es ist sphärisch gebogen.«

»Ja, und?«, Anderhub zuckte die Achseln. »Was hat das zu bedeuten?«

»Genau das sollten wir herausfinden!«



Ein Blick auf die Uhr zeigte Jana, dass vor Arbeitsbeginn noch genügend Zeit war, in der Kaffeebar einen Espresso zu trinken. Der war bei Weitem nicht so gut wie der gewohnte Kaffee aus ihrer Heimat, aber doch eine wohlschmeckende Alternative.

Eigentlich war dieser Espresso ein Ritual, mit dem sie alle ihre Tage begann. So mechanisch wie die vorangegangene halbe Stunde: aufstehen, einen schlafwandlerischen Gang zum WC, einen Blick in den Spiegel, eiskaltes Duschen, Haare trocknen, Zähne putzen, einen erneuten Blick in den Spiegel, die üblichen Feinkorrekturen, ankleiden, und noch einmal Spiegelkontrolle.

Hier in diesem kleinen Steh-Café mit nur drei Tischen begegnete sie jeden Morgen den gleichen Menschen, die ihr inzwischen schon stumm zunickten, ohne zu sprechen und ohne die Köpfe zu heben, alle noch ihren Träumen nachhängend.

Diese anonymen Bekanntschaften schätzte sie sehr. Wenn nur eine Person gefehlt hätte, wäre es ihr aufgefallen. Spätestens nach zwei, drei Tagen, vielleicht aber auch erst nach einer Woche hätte sie vorsichtig nachgefragt, ob etwas passiert, wo der oder die Betreffende denn geblieben sei, ob man etwas wisse? Die Antwort wäre ihr wahrscheinlich gar nicht so wichtig gewesen. Das hätte womöglich Verpflichtungen nach sich gezogen. Es wäre vielleicht vermutet worden, dass eine nähere Verbindung bestünde oder gar eine Beziehung.

Kontakte waren ihr wichtig, aber nur auf Distanz. Entgegen ihrer Gewohnheit nahm sie an diesem Tag ihren Kaffee nicht an der Bar ein, sondern rückte einen der filigranen Stühle zurecht, um sich an einen der kleinen Tische zu setzen.

Es war Spätherbst. Die Nächte waren inzwischen wieder äusserst kalt, die Fenster beschlagen. Die milchig trüben Scheiben dienten ihr als Leinwand. Sie sah die letzten Tage vor sich, konnte beobachten, wie sie das soeben gelandete Flugzeug verliess, ein Taxi bestieg, im Tempo

der überbelasteten Strasse erwartungsvoll ihrem Hotel entgegenfuhr. Je tiefer sie in das Zentrum der Stadt eindrang, desto mehr begann sie, ihren übermütigen Entschluss zu bereuen. Vielleicht war es einfach zu früh gewesen, dorthin zurückzukehren. Was hatte sie nur dazu bewogen, ausgerechnet an diesem schrecklichen Ort noch ein paar Sonnenstrahlen einfangen zu wollen?

War es nur das überaus günstige Last-Minute-Angebot oder lagen die Gründe tiefer? Zu viele Wunden hatte sie hier davongetragen, Wunden, deren Schorf sich jetzt vielleicht lösen würde. Sie hatte alles daran gesetzt, diese Wunden zu bedecken, sich auf ein Leben ohne Schwere aus der Vergangenheit vorzubereiten. Es war, als trüge sie einen Verband tief in ihrem Ich, der den Blick auf ihre wahrscheinlich noch blutende Seele unmöglich machte.

Sie schloss die Augen, wollte die Erinnerungen an die letzten Tage filmgleich ablaufen lassen. Doch es gelang ihr nicht, so sehr sie sich auch bemühte.

Es blieb nur die Erinnerung an die letzten Stunden.

Am Abend zuvor war sie in Zürich gelandet, hatte noch eben so den letzten Zug erwischt und nun eine schlaflose Nacht hinter sich. Heute war ihr erster Arbeitstag. Die Rückkehr ins Engadin war ihr schwer gefallen. Es war ihr zweiter Sommer in diesem wunderbaren Hochtal, dem Ursprungsgebiet des Inn – Engiardino: Garten des Inn.

Dass sie zu derart vielen Bereitschaftsdiensten eingeteilt worden war, begründeten die Kolleginnen und Kollegen mit ihren älteren Rechten. Ihr war es egal. Sie genoss die freien Tage. Statt die Angestellten der Klinik, vor allem die jungen Assistenten, von denen

sie häufig eingeladen wurde, zum Sonnenbad am See oder zum Windsurfen zu begleiten, zog sie ausgedehnte Spaziergänge in einsamer Landschaft vor. Dabei achtete sie darauf, die Trampelpfade der Touristen zu meiden. Selbst der beschwerliche Weg zur Segantinihütte war ihr zu stark bevölkert. Sie wollte alleine sein, die Sonne, den Wind auf ihrer Haut spüren. Sie wollte aber auch Antworten finden, ihre Vergangenheit bewältigen, die vielen offenen Fragen beantworten.

Die Farbenpracht des kurzen Herbstes spendete einen letzten Trost vor dem eilig herannahenden Winter, der sich mit häufigen Regengüssen und nächtlichem Schnee bereits Ende September ankündigte.

Wer es bis dahin noch nicht geschafft hatte, buchte spätestens jetzt noch ein Last-Minute-Ticket, floh noch ein letztes Mal in den Süden. Ihre Arbeitskollegen hatten sie, wohl als »Wieder-gut-machung«, förmlich zu ihrem Kurzurlaub gezwungen.

Mit den Worten »Du musst nochmal für ein paar Tage hier raus, sonst stehst du den Winter nicht durch«, wurde sie buchstäblich zu dem Reisebüro »abgeführt«. Sie hatten gewartet, bis sie mit ihrem Ticket winkend herausgekommen war.

Dort oben in dem wunderschönen Engadin sind die Winter extrem lang. Schnee gibt es von Ende Oktober bis Anfang Mai.

Damit kommt nur zurecht, wer dort geboren ist. Viele werden Opfer ihrer Herbst- oder Winterdepressionen, manche versuchen sie mit Alkohol loszuwerden oder nochmal andere verlassen die Region nach wenigen Jahren.

Eine Situation, von der die ortsansässigen Unternehmen profitieren. Nahezu jede Branche beschäftigt Saisoniers, das Baugewerbe von April bis November, die Gastronomie und Hotellerie von November bis Ende April. Selbst die ortsansässige Privatklinik hat sich dieses Vorgehen zu eigen gemacht. Im Winter wird der Personalstand hochgefahren, im Sommer wieder auf ein Mindestmass reduziert. Die gesamte Region bereichert sich an ihren Saisoniers, die gerne einmal im Engadin arbeiten, wo sie sich bei den Reichen und den Schönen wähen. Dass man ihnen Mindestlöhne zahlt, ihnen überteuerte Zimmer vermietet mit dem Hinweis, dass ja andernfalls ein Urlauber darin wohnen könnte, nehmen sie in Kauf. Schliesslich sind sie dabei.

Komisch. Sie hatte die Sache nie so betrachtet. Was hatte sie eigentlich hergeführt? Wie war sie an diese Arbeitsstelle geraten, so weit weg von ihrer Heimat? Ihre Heimat?!

Wo, wer und was war eigentlich ihre Heimat? Wieso konnte sie sich kaum daran erinnern?

Gedankenversunken richtete sie ihren Blick durch die nunmehr klare Scheibe auf den Hubschrauberlandeplatz, wo Leutwyler, die gute Seele der Klinik, die ersten Spuren des nächtlichen Schnees beiseiteräumte.

Wieder schweiften ihre Gedanken zurück, wohlthuende, warmherzige Bilder tauchten auf. Im spiegelnden Fensterglas halluzinierte sie ein Gesicht, das sich dem ihren zuneigte. Versunken in ihre Tagträume, strich sie mit einer Hand über ihren Bauch. Als sie, ohne es zu wollen, unter ihrem T-Shirt die gefühllose Narbe spürte, die sich quer von einem zum anderen

Beckenkamm zog, erschrak sie derart, dass sie ihre Espresso-Tasse in hohem Bogen verschüttete. Mit gerötetem Gesicht stammelte sie ein paar entschuldigende Worte, warf eine Fünf-Frankenmünze auf den Tisch und verliess fluchtartig das Café, verfolgt von neugierigen Blicken der jetzt erhobenen Köpfe.

»Hallo Jana, da bist du ja wieder. Wie war dein Urlaub?«, tönte es ihr entgegen, kaum dass sie den Fuss in die Klinik gesetzt hatte. Noch verwirrt von ihrem Erlebnis in der Café-Bar dauerte es einen Moment, bis Jana mechanisch antwortete:

»Toll, phantastisch. Das siehst du doch, Christina. Oder?«

»Ja, das sieht man dir wirklich an. Muss schön gewesen sein!« Den erwartungsvollen Ton ignorierte Jana absichtlich.

Nein, jetzt war sie nicht in der Stimmung zu einem kleinen Plausch. Die verschüttete Tasse, die Narbe, die Erinnerungen an Sarajevo, ja auch ihre zum ersten Mal kritischen Gedanken über das Engadin hatten sie zu sehr durcheinandergebracht.

»Du, ich bin in Eile. Ich weiss nicht, was auf dem Programm steht, muss noch alles vorbereiten.« Mit diesen Worten ging sie zu den der Rezeption schräg gegenüberliegenden Personalfächern, entnahm das OP-Programm und ihre persönliche Post. Die vielen Werbeprospekte der diversen Pharmaunternehmen entsorgte sie gleich in den bereitstehenden Papierkorb. Dann wandte sie sich zu der ins Souterrain führenden Treppe, wurde aber nochmals von Christina aufgehalten.

»Du, wart noch einen Augenblick. Zwei Dinge: hier ist noch ein eingeschriebener Brief: persönlich! Und was du noch nicht weisst: Wir haben einen Neuen!«

Jetzt konnte sie Christina nicht mehr entkommen. Interesse vortäuschend fragte sie nach: »Einen neuen was? Student? Pfleger? Fährmann? Nun sag schon. Spann mich nicht auf die Folter.«

»Weder noch. Es ist ein neuer Arzt. Und ... er kommt aus deiner Heimat. Von irgendwo aus Jugoslawien.«

»Du meinst sicher Ex-Jugoslawien«, versuchte Jana zu korrigieren, doch Christina fuhr aufgeregt fort: »Er ist einfach umwerfend.«

»Na dann gib Acht, dass er dich nicht gleich auf's Kreuz legt«, erwiderte Jana schmunzelnd und setzte endgültig ihren Weg Richtung OP fort.

»Na, du schon wieder. So schlimm bin ich nun auch nicht, oder?«

Ach, Christina, seufzte Jana lächelnd vor sich hin, während sie die Tür zur Personalschleuse hinter sich schloss.



Es hatte weh getan, die Narbe wieder zu ertasten. Warum hatte sie das all die Jahre zuvor nicht gestört? Sie hatte sich arrangiert. Zugegeben, die ersten Jahre waren unerträglich gewesen. Immerzu hatte sie versucht, sich zu erinnern, lag nächtelang wach, war damit beschäftigt, die Umstände, den genauen Hergang zu ergründen. Wenn sie schon niemanden fragen konnte, der dabei gewesen war, so hoffte sie doch darauf, irgendwann die Türen zu ihrem Innersten öffnen zu können. Ihr Unterbewusstsein würde den Weg durch das Dunkel finden und die richtige Kammer öffnen.